

JAHRBUCH DER PSYCHOANALYSE. THEMENSCHWERPUNKT:
FALL UND FORM – ZUR ÄSTHETIK DER FALLDARSTELLUNG
HG. VON ANGELIKA EBRECHT-LAERMANN, ELFRIEDE LÖCHEL,
BERND NISSEN UND JOHANNES PICT. NR. 75. STUTTGART-
BAD CANNSTATT 2016: FROMMANN-HOLZBOOG

Wissenschaftsgeschichtlich und wissenstheoretisch erfreut sich die Gattung der Falldarstellung in jüngster Zeit wieder größeren Interesses. Die Notwendigkeit, in die Pathografie die Singularität einer Lebens- und Leidensgeschichte verstärkt einfließen zu lassen, wird zunehmend erkannt. Darin ist ein wichtiger Gegentrend zur weiterhin vorherrschenden Kategorisierung von psychischem Leiden in standardisierten nosologischen Einheiten zu erkennen.

Die Psychoanalyse stellt bekanntlich in besonderer Weise die Fallgeschichte ins Zentrum ihrer Theorie und Praxis. Dies ist zum einen dem literarischen Talent ihres Begründers zu verdanken. Dass Freud stilsicher, wie er war, aus den Geschichten seiner

Patienten Texte verfasste, die er mit »Novellen« verglich, wurde häufig kommentiert. Einerseits hebt der Vergleich die sprachliche Qualität seiner Falldarstellungen hervor, andererseits wird der Status des Fallberichts selbst problematisiert: Handelt es sich um eine wirklichkeitstreuere Dokumentation einer Kur oder um eine Fiktion? Freud selbst hat aus dem Novellenvergleich den Schluss gezogen, dass die Krankengeschichten »sozusagen des ernstesten Gepräges der Wissenschaftlichkeit entbehren«. Er hat das Schreiben von Novellen nicht so sehr als literarischen Ruhm, sondern als Mangel verbucht. Letzterer wird ja bis heute der Psychoanalyse regelmäßig zum Vorwurf gemacht.

Die Herausgeber des *Jahrbuchs der Psychoanalyse* verzichten dankenswerterweise auf die Wiederaufnahme dieses Streits um die Wissenschaftlichkeit der Psychoanalyse und benennen schlechterdings deren Ort im Schnittfeld von Literatur und Wissenschaft. Sie interessieren sich für die Frage, wie in der speziell psychoanalytischen Falldarstellung das Unbewusste zum Ausdruck gebracht werden kann, und zwar nicht nur das Unbewusste des Analysanden, sondern vielmehr das unbewusste Übertragungsgeschehen in der Analyse, in das ja der Analytiker als Aufzeichner des Falls selbst verwickelt ist. Diese Frage zu beantworten, führt über die naheliegende Erörterung, mit welchen ästhetischen Formen, welchen narratologischen Tricks und welchem rhetorischen Aufwand man dem rhizomatischen Gestrüpp eines Analyseverlaufs gerecht werden könne, hinaus. Die vier zu diesem Themenschwerpunkt versammelten Beiträge von Charles Mendes de Leon, Sebastian Leikert, Rolf-Peter Warsitz und Susann Heenen-Wolff nehmen sich dieser Herausforderung in unterschiedlicher Weise an. Einig sind sie sich darin, dass es in keinem Fall um eine Standardisierung der Falldarstellung für eine bessere Vergleichbarkeit und Qualitätskontrolle der Psychoanalyse gehen kann. Der Freud'sche Vergleich der Falldarstellung mit der »Novelle« wird von den Autoren einer kritischen Überprüfung unterzogen, am literarisch-künstlerischen Aspekt der Falldarstellung indessen offensiv festgehalten. So stellt Mendes de Leon die tendenzielle Plotlosigkeit der Falldarstellung in den Vordergrund seiner Überlegungen. Warsitz löst das straffe

Novellen-Modell ab und orientiert sich vielmehr an der ausufernden Weite des modernen Romans und der freien Form des Essays.

Schwieriger als Form- und Gattungsfragen ist jedoch diejenige nach der aufzeichnenden Subjektivität des Analytikers. Solange es um die Diskussion geht, welche Formen und Gattungen am geeignetsten sind, steht immer noch – gewollt oder nicht – die Vorstellung eines souverän formgebenden Autors im Vordergrund. Die Beiträge verschieben auch hier in interessanter Weise die Perspektive. Zwar geht es immer noch darum, aus dem »wuchernden Wust« (S. 18) der Einfälle und Assoziationen des Analysanden auszuwählen, zu bündeln, zu ordnen, um davon eine lesbare Fassung zu liefern. Aber sie gehen doch davon aus – und am weitesten geht hier Mendes de Leon –, dass dies keiner »Entscheidung« des Analytikers zugrunde liege, sondern dass sich der Übertragungsprozess auf das Abfassen des Falls selbst übertrage und sich der Fall somit gleichsam von selbst schreibe.

Es steht also nicht so sehr in Frage, wie eine »gelungene« Falldarstellung auszusehen hat, sondern darum, was eigentlich passiert, wenn der Analytiker das Analysegeschehen aufschreibt. Während Leukert sich in wertschätzender Weise der phänomenologischen Genauigkeit für die kinästhetische Dimension des Analysegeschehens, mit der der amerikanische Psychoanalytiker Steven Knobloch das analytische Geschehen dokumentiert hat, widmet, geben die drei anderen Beiträge auch Einblicke in ihre eigene Aufschreibepaxis. Besonders ausführlich geschieht dies im Beitrag von Mendes de Leon, der detailliert darlegt, wie er einerseits mit der Verwirrung seiner Analysandin Sonja, die sich auf ihn überträgt, zu kämpfen hat, und wie er andererseits gefordert ist, darin Ordnung zu schaffen und doch auch die Notwendigkeit anerkennt, das unauflösbare Puzzle, die Fragmenthaftigkeit und das Unzusammenhängende der Erinnerungen, die »unendliche Semiose« nicht zu verdecken. Zwischen der »Bewältigung« des Falls und der »Überwältigung« durch den Fall gilt es mithin eine Haltung zu finden, die – narratologisch gesprochen – in keiner einzigen Erzählperspektive aufgeht, sondern in der sich auktoriale und personale Sprechweise sowie Einschübe direkter Redewiedergabe ständig abwechseln.

Aber auch dies ist keine Frage technischer Beherrschung und Absicht, vielmehr ist »das Schreiben einer Falldarstellung [...] ein aktiv-passiver beziehungsweise passiv-aktiver Vorgang, der letztlich in die Konstruktion eines psychoanalytischen Prozesses mündet« (S. 20).

JUDITH KASPER